

Unverkäufliche Leseprobe aus:

INGO SCHULZE

PETER HOLTZ

Sein glückliches Leben
erzählt von ihm selbst

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

BUCH I

ERSTES KAPITEL

In dem Peter ohne einen Pfennig in der Tasche eine Gaststätte aufsucht und erklärt, warum er das für richtig hält. Überlegungen zum Stellenwert des Geldes im Sozialismus.

An diesem Sonnabend im Juli 1974, acht Tage vor meinem zwölften Geburtstag, weiß ich noch nichts von meinem Glück. Ich sitze auf der Terrasse eines Ausflugslokals nahe Waldau und warte darauf, dass jemand die Kellnerin von der Richtigkeit meiner Argumente überzeugt oder meine Rechnung in Höhe von vier Mark und fünfzig Pfennigen begleicht. Mehrmals habe ich ihr schon erklärt, über kein Geld zu verfügen, weder in meinen Hosentaschen noch dort, wo ich zu Hause bin, im Kinderheim Käthe-Kollwitz in Gradow an der Elbe.

»Geld ist doch nicht wichtig!«, sage ich und füge gleich darauf hinzu: »Solange ich ein Kind bin, muss unsere Gesellschaft für mich sorgen, egal, ob im Kinderheim oder auf einer Reise an die Ostsee.«

Wiederholt biete ich der Kellnerin an, die von mir verzehrte Portion Eisbein mit Kartoffeln, Sauerkraut und Senf sowie das Glas Fassbrause abzuarbeiten, sie brauche mir nur eine Aufgabe zuzuweisen. Ich wolle sie aber nicht wegen Kinderarbeit in Schwierigkeiten bringen. Naheliegend sei es hingegen, mir die Verköstigung nicht zu berechnen. »Warum soll mir unsere Gesellschaft das Geld erst aushändigen«, frage ich, »wenn dieses Geld doch über kurz oder lang sowieso wieder bei ihr landet?«

»Wo landet das Geld?«, ruft die Kellnerin, deren Stimme mit jedem Wort an Höhe gewinnt.

»Bei der Gesellschaft«, antworte ich.

»Bei dir piept's ja!« Die Kellnerin tippt sich mehrmals mit dem Zeigefinger gegen die Schläfe. »Hast se ja nich mehr alle!« Sie ergreift ihren dicken schwarzen Zopf, der schräg über ihrem Dekolleté liegt, und schleudert ihn über die Schulter zurück. Im Weggehen schwingt der Zopf zwischen Schulterblatt und Schulterblatt hin und her und beruhigt sich erst, als sie sich anschickt, die drei Stufen zur Eingangstür des Lokals hinaufzusteigen.

Ich versuche, wie immer in kniffligen Situationen, kühlen Kopf zu bewahren und meine Enttäuschung darüber, wie uneinsichtig selbst Erwachsene heute noch sein können, niederzukämpfen. Was würde Paul Löschau jetzt tun? Ich sehe in den Himmel. Die Wolkenbeobachtung, hat er gesagt, sei die beste Art der Erholung, wenn einem die Kraft zum Studieren fehle. In der Gestalt der Wolken haben wir immer etwas entdeckt. Gewaltige Igel, Krebse, Hasen und Bären zogen über uns hinweg. Es hat aber auch Tage gegeben, an denen wir die Vorkämpfer unserer Sache erblickt haben, Ernst Thälmann oder Rosa Luxemburg, einmal sogar Lenin mit vorgerecktem Kinn!

Doch heute will sich keine einzige Wolke verwandeln. Soll ich einfach wegrennen? Aber damit stellte ich meine eigenen Belange über die der Gesellschaft. Am Ende hält die Kellnerin ihren Egoismus noch für Wachsamkeit!

Der Andrang der Gäste ist inzwischen so groß geworden, dass es etliche Wartende gibt, die durch einen Kellner von der Eingangstür vertrieben und zu einer Reihe geordnet werden. Ich will einen letzten Versuch unternehmen, die Kellnerin zu überzeugen!

»Hinten beginnt die Reihe!«, ruft ein Mann. Fast stolpere ich, so grob packt er mich am Ellbogen und zerrt mich zurück. »Ganz hinten!«, ergänzt die Frau neben ihm.

»Ich muss meine Kellnerin sprechen«, sage ich. »Ich habe

bereits gegessen und getrunken, aber die Kellnerin besteht darauf, dass ich bezahle ...« Ich sehe von einem zum anderen, aber niemand erwidert meinen Blick. Als ich schließlich darzulegen beginne, wie unsinnig die Verwendung von Geld im Sozialismus ist, sieht mich die Frau mit verkniffenen Augen an und deutet mit dem Daumen über die Schulter. »Ganz hinten«, wiederholt sie.

Da sich die Kellnerin nicht zeigt, weiß ich mir nicht anders zu helfen und stelle mich dem Kellner in den Weg.

»Keene Oogen im Kopp?!« Er schiebt mich beiseite und eilt in seinen schwarzen Lackschuhen davon.

»So kriegst du hier nie einen Platz«, sagt leise ein älterer Mann, dessen beigefarbene Hose von einem dünnen weißen Gürtel auf Nabelhöhe gehalten wird.

»Mir geht es nicht um einen Platz ...«, sage ich, wende mich aber wieder ab, weil der Kellner zurückkehrt, das leere Tablett unterm Arm. Neben ihm herlaufend, erneuere ich meine Bitte.

»Der Junge hat ein Anliegen!«, sagt der freundliche Mann mit der beigefarbenen Hose überm Bauch und tritt aus der Reihe. »Es ist Ihre Pflicht, ihm zu antworten!«

Als der Kellner erneut auftaucht, drückt er mir ein Buch vor die Brust und zieht einen Kuli hervor.

»Wiedersehen macht Freude, aber persönlich, capito?« Statt mich anzusehen, blickt er den freundlichen Mann an, der wieder in die Reihe der Wartenden zurückgekehrt ist.

»Jetzt musst du auch so mutig sein und schreiben!«, sagt der freundliche Mann.

Die dem lederartigen Einband aufgeprägten Goldbuchstaben füge ich zu dem Wort »Gästebuch« zusammen. Da kein Stuhl frei ist, setze ich mich auf das rotweiße Geländer an der Straße, den Campingbeutel zu meinen Füßen. Vorsichtig öffne ich das Gästebuch. Die ersten Seiten sind herausgerissen, die Reste sehen aus wie angebissene Schnitten.

Deshalb beginnt das Gästebuch mit Fotos von Hochzeitsgesellschaften, zwei sogar in Farbe. Es folgt eine Eintragung. Der Text ist nicht lang, ich erkenne einzelne Buchstaben und versuche, Silben zu bilden, um diese dann zusammenzuziehen. Meine Lese- und Schreibschwäche, das steht auch diesmal in meiner Beurteilung, ist ausgeprägt, benotet wird vor allem mein mündlicher Ausdruck. Mir erschließt sich nicht jeder Satz. Als ich wieder von vorn beginne, wird mir allmählich klar, dass das Geschriebene von der Damentoilette handelt, das erleichtert mir das Verständnis. Kein Klo sei benutzbar gewesen! Die Bestandsaufnahme der konkreten Situation lese ich mit wachsender Empörung. Die Schlussfolgerung lautet: Nicht mal ihr »Kleines Geschäft« habe sie gewagt, dort zu verrichten. Die unterzeichnende Dagmar Freudental fordert eine Stellungnahme des Kollektivs der HO-Gaststätte. Darunter steht eine Adresse. Mich beeindruckt die Sachlichkeit und der Detailreichtum ihrer Eintragung. So würde auch ich gern meine Gedanken ausdrücken. Doch da ich das Schreiben der Lösungen zum 1. Mai ausdauernd geübt habe, kann ich es jetzt selbständig anwenden: »Hoch lebe die Befriedigung notwendiger Bedürfnisse!« Eisbein und Fassbrause, davon bin ich überzeugt, waren die richtige Wahl. »Nieder mit dem persönlichen Egoismus, nieder mit dem Privateigentum!«, lautet mein zweiter Eintrag. Das Kollektiv der Gaststätte wird meine Forderungen auf seine konkrete Situation beziehen, darüber diskutieren, sein Fehlverhalten einstellen und sich bessern.

Ich bin im Begriff, meine Adresse zu schreiben, als jemand vor mir stehen bleibt. Eine junge Kellnerin überreicht mir ein randvolles Glas.

»Lemon-Limonade«, sagt sie. »Die geht aufs Haus!«

Ich will sie nach der Bedeutung ihrer Redewendung fragen, doch da sie so aufmerksam ist, das Gästebuch festzu-

halten, während ich nach dem Glas greife, trinke ich die Lemon-Limonade in einem Zug.

»Hetz dich nicht«, sagt sie, »und schreib nicht schlecht über uns.«

»Wir müssen alle lernen«, sage ich und gebe ihr das leere Glas zurück. »Wir dürfen einfach nie aufhören zu lernen.« Sie sieht zu Boden. Sie denkt über das Gesagte nach, statt vorschnell zu antworten. Ich reiche ihr die Hand – da fällt mir der Kuli runter. Rasch bückt sie sich. »Danke!«, sage ich, ergreife ihre Rechte und drücke sie fest.

Dann vervollständige ich die Adresse des Käthe-Kollwitz und unterzeichne mit Vor- und Nachnamen. Zu spät bemerke ich die fehlende Grußformel. Zwischen Adresse und Unterschrift quetsche ich »Mit sozialistischer Hochachtung« und schlage das Gästebuch zu, froh, die ganze Angelegenheit zu einem guten Ende geführt zu haben. Schnell passiere ich die Schlange der Wartenden. Allesamt harren sie noch an derselben Stelle aus wie zuvor. Nur meinen Freund in der beigefarbenen Hose finde ich nicht. Zwar kann ich nicht behaupten, den anderen eine Lehre erteilt zu haben, aber auf jeden Fall habe ich meine Zeit besser genutzt als sie. Und etwas Ähnliches geht wohl auch ihnen gerade durch den Kopf angesichts eines heraufziehenden Gewitters.

ZWEITES KAPITEL

In dem Peter in einen Bungalow gerät und wilden Tieren begegnet. Verzagtheit und Zuversicht. Wie er ein Ehepaar erschießt.

Ich schwenke meinen Arm, um eines der Autos anzuhalten, die vom See kommen und aus den Staubwolken des Waldweges auf die Straße biegen. Als mich die ersten Regentrop-

fen treffen, gebe ich es auf und laufe weiter in den Wald hinein, bis ich vor einem Bungalow stehen bleibe. Da weit und breit niemand zu sehen ist, steige ich über den Zaun und erreiche das Vordach im selben Moment, als der Regen losbricht. Vor meinen Zehenspitzen sprudeln Springbrunnen empor.

Gegen die geschlossenen Fensterläden gelehnt, erinnere ich mich der Worte Paul Löschau. »Wenn du dein Ziel kennst«, hat er immer gesagt, »dann konzentriere dich ganz auf deinen nächsten Schritt.« Mein nächster Schritt, so schlussfolgere ich, kann nur darin bestehen, ein trockenes Nachtlager zu finden. Paul Löschau hat mir mal von Gefangenen erzählt, die allein durch ihre Fähigkeit, im Stehen zu schlafen, überlebt hätten. Aber wie erlernt man diese Fähigkeit? Ganz sicher geht das nicht so schnell, wie ich es jetzt bräuchte.

Ich hänge meinen Campingbeutel an die Klinke der Eingangstür und trinke in kleinen Schlucken den kalten Tee aus meiner Thermoskanne – ich sehe den Campingbeutel zu Boden fallen, die Klinke schnappt wieder nach oben. Wie von Geisterhand öffnet sich die Tür einen Spaltbreit.

Ich wage nicht, nach meinem Campingbeutel zu greifen.

Doch es erscheint niemand. Zu hören ist nur der Regen. Vorsichtig schraube ich die Thermoskanne zu.

Als ich meinen Campingbeutel endlich wieder an mich genommen habe, klopfе ich an, rufe mehrmals: »Hallo?« und luge schließlich über die Schwelle. Aus der Düsternis tauchen Geweihe auf, kleine Geweihe, mit denen die Wände bestückt sind. Ich trete ein. Fuchs, Hase und Marder sehen mit glänzenden Augen von einer Schrankwand auf mich herab. Daneben bewegt sich etwas. Doch noch bevor mir der Schreck in die Glieder fahren kann, erkenne ich den Spiegel und darin mich. Ich atme auf – bemerke aber im nächsten Moment, dass sich was tut, obwohl ich still stehe. Es knurrt.

Ein schwarzer Hund, groß wie ein Kalb, nasse Zotteln über den Augen. Als ich einen Schritt auf ihn zugehe, gibt er einen schrecklichen Laut von sich. Augenblicklich hebe ich beide Arme zum Zeichen, dass ich mich ergebe. Auch er verharrt reglos. Über das Geweih neben der Tür ist ein Jägerhut mit langer Feder gestülpt. Zwischen Scheibe und Gardine summt immer wieder eine Fliege kurz auf. In der Küchenische sirrt der Kühlschrank. Draußen ist es duster. Meine Oberarme beginnen zu schmerzen. Mehr noch, als gebissen zu werden, fürchte ich mich vor der Tollwutsspritze. Denn die bekommt man direkt in den Bauch. Lange halte ich das nicht mehr aus ... Als ich es wage, meine Tränen abzuwischen, berührt mich etwas kalt an der Wade. Rau ist es. Ich bin an ein Sofa gestoßen, ein altes Ledersofa. Langsam setze ich mich. Der schwarze Hund antwortet mit einem Gähnen und legt sich über die Schwelle, den Kopf auf den Vorderpfoten. Auch ich muss gähnen, als wäre das die Sprache, in der wir uns verständigen.

Ich trete die Sandalenriemen von den Fersen und mache es mir mit angezogenen Knien bequem. Sogar eine Decke gibt es. Kaum dass ich liege, spüre ich, wie dringend ich mal muss. Sofort ist auch der Hund auf den Beinen. Ich setze mich wieder, rutsche in Richtung Schrankwand und greife mir einen der beiden braunen Bierkrüge mit Deckel. Da hinein mache ich das, was Dagmar Freudental ihr »Kleines Geschäft« genannt hat, und stelle ihn vorsichtig zurück in die Schrankwand. Den zweiten nehme ich mir als Nachtopf mit. Die Decke ist kratzig. Ich darf mich nicht rühren. Der Regen hat aufgehört. Immer wieder glaube ich, Schritte zu hören. Immer wieder spähe ich hinüber zur Tür, um das Dunkel zu durchdringen. Auch wenn ich mir sage, dass es nur der Wind ist, der die Regentropfen von den Kiefern schüttelt, oder ein Zweig, der herunterfällt, bin ich dankbar für das schwarze Tier dort auf der Schwelle. Als ich

mich auf die linke Seite drehe, drückt etwas auf mein Herz: Es ist der Kellner-Kuli, den ich vergessen habe zurückzugeben.

Ich bin überzeugt, die Nacht gemeinsam mit dem sich unentwegt an- und abschaltenden Kühlschrank zu durchwachen. Doch plötzlich ist es heller Tag, die Tür geschlossen, der Hund verschwunden. Auf dem Tisch steht ein Glas Milch. Daneben finde ich eine Doppelsemmel, meinen Kuli und einen Zettel. »Guten Morgen, Junge«, entziffere ich langsam. »Alles ist gut. Wenn du gehst, schließe bitte die Tür.«

»Wirrt gemacht, Gruhs, Peter«, schreibe ich darunter und stecke den Kuli zurück in meine Brusttasche. Die beiden Bierkrüge stehen mit offenem Deckel im Waschbecken.

Das Glas Milch in der einen, die Semmel in der anderen Hand, trete ich hinaus in den Julimorgen, blinzele durch die Kiefern hinauf zur Sonne und glaube für eine Sekunde, es wäre schon das Rauschen des Meeres, das ich höre. Nachdem ich die Semmel gegessen und die Milch getrunken habe, inspiziere ich den Bungalow. Hinten hinaus hat er zwei Schlafkammern. Zwischen den beiden Türen stehen Pantoffeln, der Größe nach geordnet, blau, rot, grün. Von einem der Geweihe neben der Kochnische hängt eine braune Lederhülle herab.

Das Fernglas ist so schwer, dass derjenige, der es um den Hals tragen will, ein halber Riese sein muss. Ich versuche hindurchzusehen, stelle es scharf und erblicke eine Pistolentasche. Die Pistole riecht ölig und nach Metall. Ich scheue mich, sie ganz herauszunehmen. So etwas kenne ich nur aus dem Fernsehen. Unsicher, als förderte ich damit eine Epoche des Krieges und des Faschismus zutage, und zugleich behutsam, als könnte da etwas lebendig werden und mir weh tun, ziehe ich sie schließlich heraus. Auch diese Waffe ist für einen Riesen gemacht.

Mit dem Jägerhut auf dem Kopf und der Pistole in der

Rechten stelle ich mich vor den Spiegel. Langsam gewöhne ich mich an ihr Gewicht. Ich versuche, sie wie einen Colt um den Mittelfinger kreisen zu lassen. Einmal gelingt es mir, beim zweiten Versuch entgleitet sie mir und fällt zu Boden. Als ich sie ein drittes Mal kreisen lasse, geschieht alles gleichzeitig: Ich erblicke hinter mir einen Mann und eine Frau, es kracht fürchterlich, es scherbelt, es splittert, es schreit, es poltert, es bellt, es will kein Ende nehmen. Dann sehe ich niemanden und nichts mehr. Das rechte Handgelenk schmerzt. Die Pistole liegt vor meinen Füßen.

»Ich ergebe mich!«, rufe ich, als ich draußen wütende Stimmen höre, und beginne zu weinen, noch bevor ich jemanden erblicke.

(...)